

## 1. Der König

Auf dem letzten Turm der Festung angelangt, treffen wir die Kinder alle, wie in einer Falle umzingelt. Jetzt gibt es für sie kein Entkommen mehr. An dieser winzigen, geraden, grasüberwachsenen Stelle, ist es den Lehrern wohl gelungen, die Kids zusammenzuhalten. Bergauf hatten sie uns mit gellendem Geschrei überholt, uns im Vorbeigehen zugewinkt und mit einem fröhlichen „Hallo“ begrüßt. Irgendwie hatten sie es geschafft, sich an uns vorbeizuschlängeln und auf dem engen und steilen Pfad den Berg hinaufzueilen.

„Hallo!“, nicht nur die Kinder halten mich für einen Ausländer, sondern auch ihre Lehrerinnen, die sich für den Ausflug extra schick gemacht haben und mit ihren high heels nun mühevoll keuchend den Hang hinauf stöckeln. Die Ärmsten, denk ich mir. Vergebens versuchten sie, die vorweg eilenden Kinder durch ihre Rufe aufzuhalten und einzuholen. Dass ihnen dieser Ausflug auf die Chornabuji Festung ja nicht zum Verhängnis werde und eines der ihnen anvertrauten und auf den Felsvorsprüngen davon rennenden Kinder nirgendwo abstürze! Doch all ihre Mühe war vergebens... kein Schreien, kein Flehen aber auch keine Drohung hatte genützt. Wer könnte sie schon einholen? Sie besänftigen?

Viel weiter kommen wir auch nicht und platzieren uns gleich dort, am Rande der kleinen Aussichtsplattform. Ich lege Stativ, Teleskop, Fernglas und zwei Fotoapparate, eins nach dem anderen vom vollgehängten Leib ab. Außer der Wasserflasche und einer Canon-Kamera gehört mir davon nichts persönlich. Die ganze Ausrüstung ist Eigentum und Hobby eines alten Engländers, den ich begleite. Auch er hat die Festung erklimmt. Ich wusste genau, dass er das schafft. Auch wenn er mit Mühe vorwärts kam, sich am Gras und den Dornhecken festhielt und sich immer wieder eine Pause einlegte. Es ist mir ein Rätsel, woher der alte, verschrumpelte Mann mit seinen dürren Beinen, die aus seinen weißen Shorts ragen, eine so erstaunliche Kraft nimmt. Ich wusste schon, dass er das schaffen wird, so wie alle Routen, auf denen wir in den letzten zehn Tagen unterwegs waren. Was bleibt ihm denn übrig, wir sind hier in einem hügligen Land, in dem es auf und ab geht und man immer wieder auf die Höhenzüge steigen muss, um etwas zu sehen. Nachdem wir alles bereitgestellt haben, interessieren sich die Kids viel mehr für unser Teleskop als für die Erzählungen ihrer Lehrerin. Sie haben aber keine Chance, irgendwohin zu entweichen.

„Was ist das für ein Vogel?“, der Engländer reicht mir das Fernglas und zeigt schon zum Himmel ehe er richtig Luft geholt hat.

„Ein Bootet Eagle (Zwergadler)“, ich erkenne ihn auch ohne Fernglas. Habe sie schon oft von hier aus beobachtet.

„Stimmt, sieht so aus...“. Und ob das stimmt! Die Kinder scheinen sich sehr dafür zu interessieren, was wir mit unserem Teleskop und Fernglas beobachten und am Himmel suchen. Mir aber hängt das Beobachten schon zum Halse heraus. Am liebsten würde ich auf der Stelle ein Nickerchen machen. Die Sonne scheint mild und es ist weder heiß noch kalt. Irgendwo in der Nähe zirpt eine Grille und unter uns im Tal rauscht der Alasani Fluss im Einklang mit der monotonen Stimme der Lehrerin, die den Kindern von den Feldern erzählt, die vom Blut der Vorfahren getränkt sind und über den Preis, den sie für den Erhalt der georgischen Nation, des Glaubens und der Bräuche zahlen mussten. Die Lehrerinnen sind zu dritt. Während die Eine erzählt, zischen die Anderen zwei. Sobald die Kinder von einer Unruhe-oder Flüsterwelle erfasst werden, fauchen sie ganz eigenartig. König Wachtang, Königin Tamar und der Held Giorgi Saakadse - alle wohl bekannte Protagonisten. (Dass, König Teimuras die Obersten der Familie Jakheli im Verließ der Chornabudschi Festung gefangen gehalten hat, war mir auch nicht bekannt. Was hatten sie wohl verbrochen?) Die Überfälle der Leken \*(ein Bergvolk im Kaukasus an der dagestanischen Grenze, die im 17. bis

19. Jahrhundert sehr oft in Ostgeorgien eingefallen sind, geplündert und entführt haben) und das heldenhafte Kisikhenheer unter König Erekle, dem Oberhaupt der Ostgeorgier. Und die Geschichte seines grimmig flüsternden Schwertes.

Und siehe da, irgendwo, ganz in der Nähe, kreischt ein Wanderfalke. Nach dem Gesichtsausdruck des Engländers zu urteilen, hat er ihn erkannt. Völlig ahnungslos scheint er also nicht zu sein, doch als Birdwatcher hat er das Niveau eines Anfängers, eben eines Dilettanten. Da bin ich schon anderen Profis auf diesem Gebiet begegnet, die ich begleiten durfte. Man braucht Jahre, um sich zu vervollkommen. Der Engländer wird das kaum noch schaffen - dafür reichen ihm die verbliebenen Jahre nicht mehr aus. Er hat sich im Rentenalter so etwas wie ein Hobby ausgedacht. Mit einem Swarovski Fernglas ausgestattet füllt er seine Freizeit. Doch er spricht viel lieber über seine frühere Tätigkeit, als über die Vögel. Wäre er nicht so gesprächig, würde ich fast annehmen, dass er sich immer noch auf einer Mission befindet und mit dem Birdwatching nur tarnt. Aber nein, er hat tatsächlich Spaß an den Vögeln und der Besichtigung der Bruchteile eines Landes, an dessen Zertrümmerung er selbst beteiligt war; Zu dessen Zerfall er auch ein klein wenig beigetragen bzw. es „auseinander“-getragen hat. Darauf ist er stolz. „Der kleine Bauer im großen Spiel“, so stellte er sich mir vor zehn Tagen vor.

Den Wanderfalken können wir nicht ausfindig machen. Sein Gekreische dringt von irgendwo unten zu uns hoch. Er muss sich unweit der Kalksteinfelsen der Chornabudschi Festung aufhalten. Die Falkennester befinden sich ganz in der Nähe, entlang des Höhenzuges an den steilen Hängen des s.g. Falkentals. Es gibt nichts schöneres, als im Frühjahr das Kreisen der Falken vor dem Nest bei der Fütterung ihrer Jungen, zu beobachten.

Die Kids und die Lehrer sind schon im Begriff zu gehen. Nun bemühen sie sich, die Kinder in einer Reihe, gefahrlos hinunterzubefördern. Eine der Lehrerinnen, die oben erzählt hat, stößt mit Hilfe eines etwas starken Schülers vornan und befiehlt, dass keiner sie überholen soll. Indem die Mädchen mit einer gleichgültigen Miene an uns vorbeilaufen, beäugen die Jungen unser Fernglas und das Teleskop auf dem Stativ voller Interesse. Als Kind hielt ich das Fernglas, das bei uns zu Hause in der Schublade eines Holztisches aufbewahrt wurde, auch für einen besonderen Gegenstand. Schon der Tisch war etwas ganz Besonderes - in seinen Schubladen war eine für mich bis dahin unbekannte Welt verstaut. Eines der sonderbarsten Gegenstände, das ich dort entdeckt hatte, war ein Magnet. Deshalb begann ich wohl meine Welterkundungen mit der Anziehungskraft. In der Schublade, die sich mit Mühe öffnen ließ, lag ein Magnet in Form eines Hufeisens und zog sämtliche Nägel so fest als Haufen an sich, dass ich sie kaum abreißen konnte. An der Kühlschrantür klebte der Magnet mit einem dumpfen Geräusch, doch aus irgendeinem Grund wollte er mit der Aluminiumklinke des gleichen Kühlschranks nichts zu tun haben. Nach der Anziehungskraft interessierte mich das Licht in Form einer silbernen Taschenlampe, die ich in der anderen Schublade im gleichen Tisch gefunden hatte und mit der ich in den Nächten heimlich unter meiner Bettdecke leuchtete. Zu allerletzt folgte die Erkenntnis der verkürzten Entfernung durch das alte Fernglas im Lederfutteral, mit dem ich die Spatzen auf der Wäscheleine unserer Nachbarn beobachten konnte. All das wurde von einem besonderen Duft begleitet, dem Duft einer Welt, die es zu erkunden galt und die noch in den Schubladen des massiven Holztisches eingeschlossen war... Der Tisch steht heute noch an der gleichen Stelle. Was aus dem Magnet und der Taschenlampe geworden ist, weiß ich nicht, den „Duft“ habe ich auch schon längst vergessen. Nur das alte Fernglas, das sich mit dem Swarovski Fernglas nicht messen kann, habe ich dabei, im Handschuhfach meines Land Rovers, den ich gleich am Fuß der Chornabudschi Festung geparkt habe. Mein wahrheitsgetreues Fernglas haust immer noch im selben Lederfutteral.

Es ist wirklich wahrheitstreu, denn im lügnerischen „Swarovski“ sieht man die Welt viel bunter und schöner als in der Realität. Mein Fernglas aber ist echt, alt und durch kein anderes ersetzbar...

„Kannst du mir was von der Festung erzählen?“

Da am klaren Himmel nicht mal ein kleiner Vogel zu sehen ist, muss ich die Geschichte erzählen. Der Engländer ist kein gewöhnlicher Kunde. Die „Birdwatcher“ sind sonst anders. Außer den Vögeln zeigen sie für kaum etwas Interesse. Hin und wieder für das ein oder andere Tier. Wenn sie die historische Höhlenstadt Wardsia besteigen, haben sie nur für die Felsenkleiber und Blaumerlen Augen. Im David Garedschi Kloster fragen sie nicht einmal nach der Herkunft und dem Alter der Wüstenfresken. Man zeige ihnen nur einen Felsensperling und lasse sie die Schmutzgeier und Gänsegeier beobachten, die am Himmel kreisen. Dieser Engländer ist nicht so. Ich erzähle ihm lieber selbst die Geschichte, ehe er anfängt zu reden.

„Auf den Weg nach oben haben wir Höhlen gesehen. An einem Eingang hängt noch immer eine Eisentür. Man erzählt sich, der hiesige König habe dort seine Gefangenen gehalten.“

„Von welchem Jahrhundert redest du?“

„Vom zwanzigsten“, ich schaffe es, ihn in Staunen zu versetzen.

Er legt das Fernglas nieder und schaut mich an, um zu sehen, ob ich mich über ihn lustig machen will.

„An das genaue Datum kann ich mich nicht erinnern aber es war in den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, Anfang der Neunziger. Können Sie sich an den Mann entsinnen, dem wir heute Morgen auf dem Markt von Dedoplistskaro begegnet sind?“

Der Engländer nickt: „Trotz der frühen Stunde sah der Mann betrunken aus.“

„Das war er ganz bestimmt. Und er war schon im Begriff, uns zum Trinken einzuladen. Er ist nämlich Alkoholiker, und ich glaube, sehr unglücklich. Wissen sie, man nennt ihn „König“. Dieser Mann war einst ein König. Er hatte es so gewollt.“

The Man whowouldbe a king - dann eben Kipling, wenn er will. War er nicht der erste der vom s.g. „Big Game“, dem „Großem Spiel“ sprach, an dem er selbst beteiligt war. Da hatte ich mir noch nichts anmerken lassen. He, natürlich hab ich's mir anmerken lassen! „Das Pony hat schon genügend Übung, um in das große Spiel einzusteigen!“ - wie konnte ich das vergessen?! Nur glaub ich kaum, dass jemand meinem Engländer die Kunst der Hypnose oder der Gestaltänderung beigebracht oder ihm gar einen kleinen nickelverzierten Revolver in die Hand gedrückt hätte. Zu seiner Zeit war das „Große Spiel“ schon ganz anders. Das waren nicht mehr die Zeiten eines irländischen Hindu Jungen und des Oberst Laurence von Arabien. Der Krieg war nicht mal ein echter und wurde deshalb Kalter Krieg genannt. Sie waren ihre tristen Kämpfer und ich verdiene es wohl, einen von ihnen in Staunen zu versetzen. Ja, ich liebe Kipling, denk oft an ihn und bemitleide ihn, so wie alle, die ich liebe. Der Imperialismus hat kaum jemand Besseres hervorgebracht als ihn...

„Unsere Geschichte würde sehr komisch klingen, wäre sie nicht schlecht ausgegangen. Tatsache ist, dass sich dieser Mann eines Winters in der Chornabudschi Festung verschanzt hat. Man nannte ihn König und wie jeder echte Monarch, wurde er von einem Haufen Schmeichlern und Narren umgeben. Sogar eine Königin hatte er an der Seite. Die Geschichte ist genau so makaber, wie die damalige Zeit. Es lässt sich kaum genau beschreiben, was da alles geschehen ist. Ich bin mir aber sicher, dass er unter anderen Umständen und in einer anderen Zeit nie zum König erkoren worden wäre. Jetzt ist das nur noch sein Kosename, als Überbleibsel dieser verrückten Zeit, in der man sowohl in der Stadt, als auch auf dem Land ausgerastet ist. Nur dass, das damalige Ausrasten hier irgendwie anders und viel grotesker war.“

Sein Vater war ein wohlhabender und mächtiger Mann, der ein ganz anderes Potential hatte. Für die hiesigen Verhältnisse und vor allem für seinen Sohn war er viel zu mächtig und sicher auch erdrückend. In jenen Jahren war er äußerst geschäftig. Er eignete sich alles an, was er nur konnte. Die Zeit brachte es mit sich, dass jeder Geschäftstüchtige und Risikofreudige sich die besitzerlosen Ländereien, Techniken, Immobilien und andere Güter aneignete. Der Vater des Königs war einer von ihnen. Er kämpfte und gewann, bezwang seine Gegner, manchmal sogar

physisch. Er war zwischen Tiflis und der Provinz unterwegs und oft nicht zu Hause. Keine Ahnung, wo und zu welchem Zweck er sich gerade irgendwo aufhielt, als sein Sohn sein Geld fand. Bei uns in Georgien sagt man „seine Gelder“ - in der Mehrzahl. Und solches Geld, wie es dieser Mann besaß, nennen wir „Gelder“.

Die Geschichte handelt von mühelos ergatterten, dem sogenannten „gefundenen“ Geld. Ebenso von Langerweile und ich glaube auch von Angst. In allem, was der König anrichtete, steckte letztendlich etwas Fatales für ihn selbst. Ich habe es immer wieder erlebt: auch wenn die Menschen wissen, dass sie dafür bestraft werden, dass ihnen nichts verziehen wird und das Gestohlene ihnen noch teuer zu stehen kommt, handeln sie trotzdem so. Dabei geben sie das gestohlene Geld völlig hysterisch, sinnlos und fatal aus. Dem König erging es ebenso. Ich bin mir sicher, dass er seinen Vater wie die Pest scheute. Dennoch veranstaltete er so etwas, wie einen ziemlich dummen Aufstand.

Die Meute, die an ihm und seinem Geld hing, nannte ihn König. Auf der Suche nach einer Residenz wählte er diese weit abgelegene Festung. Mit seinen Untertanen verschanzte er sich hier. Das geschah im Winter und da sie viel zu faul waren, Holzöfen und Holz zu besorgen, deckten sie sich mit Kerosinöfen ein, um die größte Höhle - genau unter uns - zu heizen. Sie schlepten alles heran: Decken, Matratzen und Proviant. Wann immer etwas benötigt wurde, schickten sie einen von ihnen ins Tal. An Wein, Wodka und Cannabis hat es ihnen nie gemangelt. Man nannte ihn König, er trug eine Krone und einen Bademantel über seine Sachen. Um ihn waren alle Schleimer und Schmarotzer aus dem Umkreis versammelt, die sich wie zum Fasching gekleidet hatten. An seiner Seite hatte er auf dem Thron eine wabbelige Königin sitzen. Sowohl die Königin, als auch zwei Prinzessinnen waren Beutegut. Der König verließ die Festung selten, aber seine Untertanen platzierten sich hin und wieder auf die Landstraße, eher um den Passanten Angst einzujagen als um zu plündern. Das waren eigentlich keine Straßenräuber, sie hatten es auch nicht nötig. Es fehlte ihnen an nichts, außer dass sie nichts anzufangen wussten mit der Langenweile. Während einer Patrouille stoppten sie den blauen Moskwitsch des Trommlers und Dichters Matschwia, den einige vom Angesicht und andere nur vom Hörensagen kannten. Seitdem die Schießereien zunahmen und immer mehr Waffen in Umlauf kamen, gewöhnte sich Matschwia ab, auf Hochzeiten zu spielen und zu singen. Er war nun mit drei Nutten unterwegs, von Haus zu Haus, durch das ganze Schiraki-Tal. Sie kassierten mit Schafen und es schien allen unwahrscheinlich, wie vier Personen und so viele Schafe in ein winziges Auto passen. Einige Schafe wurden im Gepäckraum, andere im Inneren oder direkt oben auf dem Gepäckträger des Moskwitsch transportiert. Aus der Bezirksstadt fuhren sie immer sehr leicht beladen aufs Land hinaus. Das blaue Auto war sowieso ramponiert und kehrte jedes Mal klappriger und am Boden schleifend, dafür aber fröhlich hupend und blökend heim. Matschwia war unermüdlich. Nachdem es bei den angetrunkenen Hochzeitsgesellschaften immer wieder zu Schießereien gekommen war und er miterlebt hatte, wie eine verirrte Kugel einen Mann erwischte, war ihm die neue Lebensweise viel lieber. Seinem Auto konnte man überall auf jeder holprigen Strecke begegnen. Wir werden diese Wege passieren. Bei schlechtem Wetter überlege ich es mir auch, ob mein Land Rover durch diese Schluchten kommt. Sie führen

gewöhnlich bis zum Samukhia-Feld, an der Aserbaidshianischen Grenze. Heute stehen dort Grenzposten und verlangen eine Sonderbescheinigung. Sie standen bestimmt auch schon damals dort, nur war es lockerer und es gab keine Funkgeräte, womit man ein Mordstheater veranstalten kann. Anscheinend war damals alles viel leichter. Nachdem sie sich ein oder zwei Witze erzählt hatten, durften sie passieren. Beim Anblick von Matschwia und seiner ungewöhnlichen Begleiterinnen haben sich die Grenzposten sicher auch amüsiert. Der Moskwitsch hielt niemals vor den Wohnungen der Aserbaidshianer. Die haben immer ihre Frauen dabei, ob in den Bergen oder im Tal. Sie werden mit warmem Essen, von ihren Ehefrauen und den ewig verschüchterten Kindern erwartet, die mit den Schafen und Schäferhunden aufwachsen und keine Schule kennen. Zu den Georgiern - den Kachetiern und Tuschen - fuhren sie hingegen laut hupend bis vor die Tür. Matschwia beschimpfte die kläffenden Schäferhunde, die dem Auto hinterher rannten, durchs das offene Fenster. Und nachdem die Hirten ihre fettigen Hände an die Hosen abwischend aus dem Haus kamen und die Hunde verjagten, trat er vor sie, klatschte in die Hände und schrie aus Leibes Kräften: „Einmal Hü und einmal Hott, mal den Rahm und mal Joghurt!“

Wer des Alters wegen noch nicht so weit war, rauchte draußen zusammen mit Matschwia. Hin und wieder brachte ihnen Matschwia filterlose Zigaretten mit. Sie fragten ihn nach den Neuigkeiten im Land. Manchmal versorgte er die Hirten mit neuen oder etwas älteren Zeitungen. Diese älteren Zeitungen waren für sie so gut wie neu. Er erkundigte sich immer nach allem, wobei er von der Schafzucht und dem Hirtenleben herzlich wenig verstand. Ob sie denn vom Wild geplagt würden, war seine Lieblingsfrage. Dabei kamen ihm beim Lächeln die Goldzähne zum Vorschein. Die für die Liebesdienste der Frauen ausgezahlten Schafe wurden als Wildschaden deklariert. Es gab mal ein Jahr, in dem sie schon seit dem Herbst arbeiteten. Seit die Schafe von den Sommerweiden zurückkehrten, waren sie pausenlos unterwegs. Irgendwann im Februar wurde in der republikweit vertriebenen Zeitung von den unerhört häufigen Einfällen der Wölfe berichtet. Der Jägerverband verlangte die Wiedereinführung einer Auszeichnung für das Erlegen eines Wolfes. Ein Professor für Zoologie veröffentlichte einen Bericht und verkündete anschließend im TV, dass das Wild auf den Weiden von Shiraki und Eldari nichts anderes sei als der Rote Wolf, der nach dem Tschetschenienkrieg hierhergekommen sei. Zwar sei er von Wuchs kleiner als unser Grau Wolf, aber ein besonders tückisches und grausames Tier. Andere behaupteten wiederum, nicht die Tschetschenen hätten damit zu tun, sondern die Amerikaner. Die roten Wölfe würden von ihnen ausgesetzt, um mit uns zu experimentieren. Das Wort „Experiment“ klang überzeugend und gefährlich. Überall in Tbilissi, Telavi und Kutaissi rüsteten sich die Jäger und verlangten vom Staat nach Fahrzeugen, Sprit und Patronen...

„Einmal hü und einmal hott, mal den Rahm und mal Joghurt! Jetzt schiebt mal den Wagen an, meine Damen!“ rief ihnen Matschwia immer zu, wenn der Moskwitsch irgendwo im Schlamm oder in einer Schneewehe stecken blieb. Dann schoben sie mit all ihrer Kraft und Wut, die sie noch besaßen, das Auto an. Dabei schonten sie weder ihre Kräfte, noch die nach Schaf stinkende Kleidung vor den Schlammspritzern. Wenn der Wagen dennoch nicht von der Stelle kam, machten sich alle drei zusammen mit Matschwia viele Kilometer zu Fuß auf den Weg bis ins nächste Dorf oder zu einer nahegelegenen Farm. Im Auto wollten sie lieber nicht bleiben. Auch wenn sie mutig und fast schon übermütig waren, die unbewohnten Steppen und Hügel waren ihnen doch nicht geheuer, besonders bei Einbruch der Dunkelheit. Dann schien es ihnen, dass in jeder dunklen Schlucht und hinter jedem Felsen ein blutrünstiges wildes Tier, der Rote Wolf, auflauerte...

So ging es eine Zeitlang, bis sie eines Tages von der Patrouille der Chornabudschi Festung auf der Straße angehalten wurden, die ihnen befahl, sich zum König zu begeben. In der

Abenddämmerung sah die uralte Festung noch viel düsterer und verfallener aus. Keuchend und klagend stieg Matschwia den steilen Weg nach oben. Sein Herz sagte ihm nichts Gutes voraus. Er war schon jeglichem Händel und aller Art Irren begegnet aber keinem, der so närrisch gekleidet und herausgeputzt war. Er bekam Recht. Der König behielt alle drei Frauen. Dafür wurde er reichlich mit Geld belohnt und die Schafe durfte er auch behalten. „Bringt sie in sein Auto zurück!“, befahl der König den Seinen. Die Frauen waren auch nicht besonders dagegen. Sie schmückten sich noch in Matschwias Anwesenheit und stürzten sich schamlos ins wilde Treiben, wie kleine Kinder, die Unterhaltung vermisst haben. So tauschten sie ihr sicheres Handwerk ganz ohne Bedenken gegen einen Moment rasenden Zeitvertriebs, gegen einen Wahnsinn ein, der unbedingt bestraft werden sollte. Der König bewarf sie derweil von seinem Thron aus mit dem Geld, dass er aus dem Versteck seines Vaters gestohlen hatte. Was danach geschah, hat Matschwia nicht mehr mitbekommen, denn er machte sich, die Zähne vor Wut fest zusammengebissen, auf den Heimweg. Unterwegs dachte er an die Undankbarkeit der Menschen. Er wusste schon, dass er nun wieder auf Hochzeiten spielen und singen musste. Er wusste aber auch, dass die Frauen, die er vor dem Hunger gerettet und wie Schwestern behandelt hatte, von denen er keine einzige angerührt und mit denen er Leid und Freude geteilt hatte, schon bald wieder an seine Tür anklopfen würden. Aber, nein - er hasste Undankbarkeit. Er öffnete sein Tor und fuhr das Auto in den Hof. Ohne, dass er die im Gepäckraum untergebrachten und auf dem Dach befestigten Schafe befreite, setzte er sich auf die Stufen und sang halb weinend: „Auf der Treppe, vor dem Haus sitzt du und wartest auf deinen Sohn, liebste Mutti...“

Als seine Mutter das Klagen vernahm, ahnte sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Sie eilte aus dem Haus, nahm den Sohn in die Arme und führte, selbst auf Krücken gestützt, den riesigen, schluchzenden Mann ins Haus. Seine Mutter war klein und schwächling. Matschwia aber war groß, dick und ganz kahl...

Am nächsten Morgen wachte eine der drei Frauen, so wie im Märchen, als Prinzessin auf. Seit dem Tage gehörte sie nur dem König und trug auf dem Haupt eine Krone, die man aus der Pappkiste der Ölfaschen von der humanitären Hilfe geschnitten hatte. Sie hatte wohl übergroße Brüste und eine piepsig schrille Stimme. Diese zwei Merkmale fielen jedem, der sie gesehen hatte, auf. Das einem die Brüste auffallen ist klar. Aber die Stimme hat wohl damit zu tun, dass sie sehr bald verstand, die Macht zu verkosten, zu befehlen und zornige Blicke zuzuwerfen. Interessant, wie viele Tage dieser Wahnsinn anhielt? Die alte Festung auf dem Kalkfelsen, unter der sich das Alasani-Tal ausbreitet und deren steilen Pfade im Sommer von den Schulkindern bewandert werden, verwandelte sich in jenem Winter zur Herberge von Männern und drei Frauen, die durch den plötzlichen Geldsegen oder durch wer weiß was vom Wahn befallen waren.

Eines Tages kam ein Bote, den sie in die Bezirksstadt geschickt hatten, in die Höhle zurück und fiel vor den König auf die Knie. Dabei verkündete er laut: „Eure Hoheit, in unseren Markt sind ungläubige Tataren eingedrungen und verkaufen den Christen ihren Käse zu Wucherpreisen...“

So passierte das, was passiert ist...

Der König schlug mit seinem Zepter auf den Boden und befahl sie alle zu ihm zu bringen und ins Verlies zu sperren. Die Königin lachte wie verrückt und rollte mit den Augen. Gesagt und getan. Plötzlich wurde es auf der Festung leer. Sie strömten, so geschmückt wie sie waren, über die steilen Felsvorsprünge von der Festung hinunter und zwängten sich in die Autos, die sie dort stehen hatten. Nach einer Weile stürmten sie mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet den Markt. Das alles sah eher wie ein heidnisches Volksfest aus, irgendwie lustig, wie alles Volkstümliche aber inzwischen ziemlich erbarmungslos...

Die Aserbajdschaner hatten wohl begriffen, dass ihnen nichts Gutes blüht und rannten in alle vier Richtungen. Die Leute vom König tummelten sich aber an deren Verkaufsständen und demolierten sie. Es gelang ihnen, nur drei Verkäufer gefangen zu nehmen. Diese wollten ihren Stand nicht verlassen und hatten sich für ihren Käse geopfert ohne überhaupt zu verstehen, was man von ihnen wollte. Wie hätten sie das auch wissen sollen, wenn selbst der König und seine Untertanen nicht wussten, was mit ihnen los war, wie es dazu kam, warum sie die Gefangenen verspottet und in das Verließ gesperrt hatten. Jene Februarnacht war aber eiskalt, so kalt, dass sie sogar im ölverrußten Palast des Königs froren. Trotzdem feierten sie den Sieg über die Ungläubigen die ganze Nacht durch. „Lasst uns auf die Knochen unserer Vorfahren erheben!“, schrie der König und das Prinzesschen himmelte ihn an. An die Gefangenen dachte keiner mehr, bis am nächsten Morgen nicht einer, der etwas nüchterner oder auch gewissenhafter war, danach fragte.

Zwei haben es überlebt, der dritte war erfroren. Sie rieben ihn lange ein und gossen ihm Wodka in den Mund, aber einen Toten kann man nicht mehr zurückholen! Mit einmal waren alle nüchtern. Des Königs Gefolge löste sich auf und rannte in alle Richtungen. Sie machten sich davon, ohne sich in die Augen zu schauen. Einige rüttelten die überlebenden Kaufleute und schrien ihnen ins Ohr: „Das wollten wir nicht, ihr wisst es doch! Sagt der Polizei, dass wir das nicht wollten!“ Die Polizei suchte sie alle innerhalb von einigen Stunden auf und holte bis zum Abend jeden Einzelnen zu Hause ab. Sogar damals, wo man kaum über etwas staunte, waren alle verwundert, warum keiner versucht hatte, sich zu verstecken. Sie dachten bestimmt, dass das Untertauchen ihre Schuld beweisen würde. Dass sie es aber nicht mal versucht haben. Sie waren benebelt und haben übertrieben, aber sie wollten das nicht. Sie haben ja nur gespielt und so spielend starb ihnen ein Mann weg...

„Und die Strafe?“, fragt mich der Engländer, als er merkt, dass ich nicht mehr weitererzählen will. „Du hast von einer Strafe gesprochen?“

Es gab natürlich eine Strafe aber keine, bei der der Richter mit dem Hammer aufschlägt und das Urteil ausspricht. Damals hatten unsere Richter weder einen Hammer, noch die lächerlichen Umhänge. Wäre die ganze Sache bis zum Gericht gekommen, würde der König der Hauptschuldige sein. Doch der König hatte einen Vater, der es nicht so weit kommen ließ. Die Aserbajdschaner wurden stumm gestellt, verängstigt oder bestochen. Sie suchten auch kaum nach Gerechtigkeit, vielleicht weil sie nicht mal wussten, wo sie zu finden war. Für die Khornabudschi Festungsgemeinde war die größte Strafe das Erwachen aus dem wilden Treiben, die Rückkehr in den hoffnungslosen, kalten und hungrigen Alltag. Als ob die Uhr zwölf geschlagen hätte und die Königin samt den Prinzessinnen wieder in Nutten und die Dienerschaft in gewöhnliche Säufer verwandelt wurden, die an der Straße herumlungern. Am bittersten aber muss das Erwachen für den König selbst gewesen sein. Ich denke, es wäre für ihn selbst viel besser gewesen, wenn er wenigstens eine Weile im Gefängnis gesessen hätte. Ich kenne ihn und weiß, dass er kein reuiger Mensch ist. Nicht mal im Gefängnis hätte er etwas bereut. Aber er wäre eine Zeitlang von seinem Vater weggekommen, dem zum Trotz er das alles machte. Der hat ihn zwar befreit und vor dem Gefängnis gerettet, ihn aber, wie man sich erzählt, sehr, sehr lange ohne Erbarmen geschlagen. Der König kehrte in sein Heim zurück, aus dem es kein Entkommen gab. Er wäre nie fortgegangen. Nach seiner Rückkehr war er noch unfähiger als vor der Inthronisierung... Doch wir müssen uns allmählich auf den Weg nach unten begeben, wenn wir das Naturschutzgebiet noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wollen. Das sieht nur auf der Karte so nahe aus. Tatsächlich ist der Weg bis dorthin auch sehr schlecht...

Wir gehen abwärts. Ich trage das Stativ auf der Schulter. Ein sonderbares Ding: so zusammengeklappt sieht es wie ein Stock aus und jagt niemanden Angst ein. Im aufgeklappten Zustand erweckt es eher Unmut. Ob in Meskheti, Atschara oder Kacheti, überall wo wir es aufklappen, fragen uns die Bauern, was wir da zu schaffen haben? Das Stativ, auf dem das Teleskop befestigt wird, halten sie für ein Vermessungsgerät, mich und den Ausländer aber für Vermesser, die von den Bauern niemals und nirgendwo besonders willkommen sind. „Wir beobachten die Vögel“, das glaubt uns doch keiner! Der Bauer kratzt sich am Nacken und glaubt alles, bloß nicht so einen Blödsinn. Er ist überzeugt, dass wir ihn belügen und der Ausländer sich mit meiner Hilfe die Ländereien seiner Vorfahren unter den Nagel reißen will. Seine Ländereien, für die der Bauer keinerlei Beweis-papiere besitzt außer seinem Gedächtnis. Welche Privatisierung, was für Dokumente?! Er wird sich nicht mal rühren um seinen Besitz und die im Archiv geschützten Papiere, amtlich zu registrieren. Er ist misstrauisch und stur. Er glaubt schon fast, dass ihm die vermessenen und amtlich beglaubigten Ländereien einfach weggenommen werden können. Doch seinem Gedächtnis für die „mit Schweiß und Blut besprühte Erde“ kann keiner was anhaben. Wer immer noch an seinen Ländereien hängt, wer immer noch nicht in die Stadt oder ins Ausland geflüchtet ist, wird eben von diesem zum Fluch gewordenen Gedächtnis festgehalten, von sonst nichts anderem.

Der Weg nach Waschlowani ist viel schlechter, als ich es vom letzten Mal in Erinnerung habe. Kurz nach Dedoplistskaro wird die Straße gleich holprig. Bis zu der Abzweigung zum Höhenzug war sie noch einigermaßen erträglich, verwandelte sich dann aber allmählich in ein einziges großes Rütteln.

Doch der Engländer erträgt alles, als wenn er es im Blut hätte, die Schwierigkeiten zu übersehen. Besonders, wenn uns ein richtiges Wunder erwartet. Es ist Ende September und die Migration der Raubvögel müsste schon vorüber sein. Doch, wer weiß das schon so genau? Sie haben sich wie für uns zum Spaß alle auf der Shiraki Ebene versammelt. Die vom Überflug ermüdeten kleinen und großen Raubvögel sitzen überall: am Wegrand, auf den Bäumen der „Windschütze“, auf den kabelberaubten Strommasten und den Baumstümpfen, die hier und da hervorragen. Wer wird sich schon mit den Bussarden abgeben? Die Steppenadler lassen uns ganz nahe herankommen. Ehe sie träge hochfliegen, schaffen es der Engländer und ich, sie zu fotografieren. Von einem Mast erhebt sich sogar ein Kaiseradler. Hier und da sind auch Rötelfalken zu sehen, die von Wiesenweihen umgeben sind. Es ist völlig irre... Und als sich ein großköpfiger, riesiger Vogel mit bunten Gefieder am Hals in die Lüfte erhebt, in dessen Krallen wir wie zum Beweis seines Namens eine Schlange erblicken, hat mein Engländer endlich wieder gute Laune...

„Ich habe den Schlangennadler nur am Gibraltar Felsen gesehen, genau um diese Jahreszeit. Sie sind zu hunderten über den Gibraltar geflogen und einige hatten sogar festgekrallte Schlangen dabei. Ist das nicht wunderbar? Sie reisen mit eigenem Proviant von Europa nach Afrika. Das war ein unvergesslicher Anblick.

Ich weiß, wohin seine Erinnerung führt und lächle. Bald wird er selbst den Gibraltar überqueren und in seiner Jugend landen. Wenn er schon vor dem Gibraltar steht, wird er ganz sicher hinüberkommen. Nicht Tangier, nicht Casablanca aber auch nicht die goldene Sandwüste der Sahara sind sein Ziel... Er landet im Atlas-Gebirge von Algier, wo er mit einem sehr jungen, mageren, unansehnlichen aber klugen Hund lokaler Herkunft Barbary Rebhühner jagte. Ich kann mir diesen Mann kaum jung und mit einem Gewehr ausgestattet vorstellen. Aber einem Lügner sieht er nicht ähnlich und von all seinen Erzählungen gefallen mir die Algier Geschichten ganz besonders. Sie haben etwas Gutes und Unvergängliches. Algier war aber vorher, ehe das Fohlen eingeritten und für größere Spiele eingebunden



worden ist. All seine übrigen Erinnerungen sind in der Art eines alten Mannes leicht übertriebene, trockene Fakten und Analysen. Er war tatsächlich ein Analytiker, wie alle in jenem Krieg... Nur wenn er von Algier spricht, vergisst man, wer er war. Was soll das mit dem Kalten Krieg und dem Spion?! Er verwandelt sich dann sofort in einen gesprächigen Alten, der das Beste erzählt, was ihm im Leben widerfahren ist: die Geräusche, Geschmäcker und Düfte des Bazars... der Duft der blühenden Wacholderbüsche auf den Hängen des Atlas-Gebirges, dessen Hauch fast schon den hiesigen Rebhühnern anhaftet, die man so gut wie nie zu sehen bekommt. Das waren ganz besondere Jagden mit diesem so klugen Hund... Und er bedauert bis heute, ihn nicht nach England mitgenommen zu haben.

Während wir die Migration der Vögel in Adschara beobachten, erzählte er mir vor einer Woche, wie Ende der sechziger Jahre seine Mission in Russland gescheitert ist. Wie er des Landes verwiesen und als „Persona non grata“ erklärt wurde. Kurz darauf widmete er sich den s.g. „Samizdat“ Dokumenten, die man aus der Sowjetunion ins Ausland geschmuggelt hatte und wurde später zum Hauptanalytiker in London. Er hatte sich aber eine Mission auferlegt, die Frau eines inhaftierten, russischen Dissidenten jenseits des Eisernen Vorhangs zu bringen. Diese Frau hat wohl eine Menge gewusst, doch die Mission scheiterte. Ich fragte ihn sofort nach etwas, was mir in den Sinn gekommen war:

„Hoffentlich ist durch Ihre Mission keiner zu Schaden gekommen... Ich meine diejenigen, die auf dieser Seite des Vorhangs geblieben sind.“

Bevor er seinen Blick von mir abwandte und ins Teleskop schaute, konnte ich sehen, wie sich seine Miene unangenehm verzog. Die Frage hatte ihn gereizt.

„Ich hätte nicht gedacht, dass an der Schwarzmeerküste entlang so viele Wespenbussarde vorbeiziehen. Das ist ein wahres Glück, eine wahre Show!“

Doch ich konnte seinen Blick erhaschen. Einen Augenblick lang, aber das genügte. Er war weder betrübt noch wütend. Man sah ihm aber an, dass er durch meine unpassende Frage leicht gereizt war. Das übertrug sich auch auf mich und tat sich wie eine Kluft zwischen uns auf. Jetzt konnte ich nur noch seinen dünnen, verschrumpelten Hals sehen, der zum Teleskop geneigt war und mir kam der dumme Gedanke, dass ich ihn sogar mit einer Hand hätte leicht erdrosseln können. Die Gereiztheit, welche gegen meinen Willen aufgekommen war, überdeckte nun alles: seine galanten Manieren und sein angenehm britisches Englisch, sein makellooses Russisch mit leicht baltischem Akzent - er behauptet, damals, in seiner Jugend, hätte keiner der neuen Bekannten in Moskau seine englische Herkunft vermutet. Er wurde eher als Balte gehalten - seine Wohlerzogenheit, die Gabe zuzuhören und alles, was dieser seltsame Mensch ringsum ausstrahlte. Sehr gern hätte ich auch die Großzügigkeit hinzugefügt aber leider ist dies in den Gewohnheiten meines Engländers weder als Schwäche noch als Tugend zu verzeichnen. Ansonsten ist er ein ganz angenehmer Mensch, besonders wenn er mir, wie gerade jetzt, von Algier erzählt. Unten, kreisen indes über den abgeernteten Weizen- und Sonnenblumenfeldern des Schirakitals, Schare von unzähligen Lerchen und Stare wie ein Wirbelwind umher. Bald brechen sie gen Süden auf.

„Als ich damals nach Algier gekommen bin, waren die Franzosen erst seit zwei Jahren abgezogen. Das Land erholte sich gerade nach einem schrecklichen Krieg, doch die vom Kriege völlig erschöpften Algerier waren dennoch glücklich. So etwas, wie die Freude am Elementaren, gibt es bei uns im Westen nicht mehr. Dort aber waren die Menschen trotz ihrer Armut immer noch sehr gastfreundlich. Das ist schon so lange her und mir ist fast jeder Tag der dort verbrachten zwei Jahre in Erinnerung geblieben. Ist das nicht erstaunlich? Vor meiner Abreise habe ich dann noch den Militärputsch erlebt. Hast Du schon mal was von dem Militärputsch 1965 gehört?“

Ich zuckte mit den Schultern: „Nein, woher sollte ich das?“

„Damals wurde der erste Präsident des Landes Ahmed Ben Bela vom eigenen Verteidigungsminister gestürzt. Er schaffte das ganz ohne Blutvergießen, so dass alle nur glaubten, es werde ein Film gedreht. Die Italiener drehten damals den vielberühmten Film „Der Kampf um Algier“. Noch nie was von dem Film gehört? Oh, den musst du dir unbedingt anschauen! Das ist der realistischste aller Filme, die man je über Partisanenkriege und Terrorismus gedreht hat. Das Pentagon zeigte ihn den amerikanischen Soldaten vor dem Einmarsch in Irak, damit sie wussten, worauf sie gefasst sein sollten. Der Film basiert auf den Memoiren eines Führers der algerischen Kämpfer gegen die Franzosen und wurde, wenn ich mich richtig entsinne von ihm selbst finanziert. Dieser Mann spielte sich im Film auch selbst. An den Massenszenen waren viele freiwillige Algerier beteiligt. Außerdem waren bewaffnete Kräfte und schwere Kampftechnik bei den Aufnahmen, so dass sich an jenem Sommertag keiner über die Panzer wunderte, die durch die Straßen rollten. Während eines Cocktailempfangs beobachtete ich zusammen mit vielen anderen Engländern von der Terrasse der Britischen Botschaft aus, wie die Panzer angeblich zum Drehort fahren, dann unerwartet eine ganz andere Richtung einschlugen und durch das Tor des Präsidentenpalastes drangen. So ohne weiteres hat sich der Putsch vor meinen Augen abgespielt.“

„Jetzt werden Sie etwas ganz Besonderes erleben!“, für mich war dieser Augenblick immer wieder sehr aufregend. Die letzte Auffahrt, eine karge Landschaft und ein hügeliger Höhenzug, der am Rande einer mit abschüssigem Flussufer umgrenzten Felsenhöhle abrupt abreißt. Ganz unten zieht sich das Waschlovani Naturschutzgebiet hin, das mit einem sehr lichten Pistazienwald der afrikanischen Savanne gleicht. Wunderbares Herbstwetter, ganz klare Luft und ideale Sicht. Weit weg, hinter dem sogenannten Großen und Kleinen Schattengebirge und den niederfallenden Steppen, sind die Konturen des Minchingauri Wasserstaudamms zu sehen. Durch den Sonnenuntergang ist die ganze Umgebung wie von roten Flammen erleuchtet. Die Sumachsträucher sind hier-und da auch schon rot gefärbt.

„Du kannst gut erzählen, sogar so gut, dass einem Zweifel kommt, ob du diese Geschichten nicht selbst ausdenkst. Auch was du mir heute von dem König erzählt hast. Woher weißt du die ganzen Details? Kennst du den „Mann, der ein König sein wollte“ persönlich?“

Wir sitzen schon gesättigt auf der Veranda des Ranger Hauses im Naturschutzgebiet. In den zehn Tagen unserer Reise sind derlei Gespräche vor dem Einschlafen schon zum Ritual geworden.

„Ich kannte seinen Vater gut.“

„Die autoritäre Persönlichkeit, welche nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion versuchte, sich die herrenlose Technik und Ländereien anzueignen? Siehst du, ich habe es mir gemerkt!“

Er ist auf sein Gedächtnis stolz, so wie ein kleines Kind. Das ist wohl auch altersbedingt.

„Ja, genau. Das war ein interessanter Mann.“

„Ist er umgekommen?“

„Nein, wieso?“

„Du sprichst von ihm in der Vergangenheit.“

„Ach wirklich? Interessant. Er lebt noch, hat aber alles verloren, womit er sich brüsten konnte. Ich glaub man nennt das Motivation. Ja, sicher hat er die Motivation verloren und sein Herrschaftsgebiet außerdem.“

„Wieso? War er auch ein König?“

„Ein König? Das könnte man so sagen aber nein, kein König! Ich würde ihn eher als einen Guts -herren bezeichnen, so jemanden, den man bei euch Land Lord nennt. Er war wie ein mittelalterlicher Gutsherr, ehrlich. Sein unter Kampf angeeignetes Land verwaltete er mit

eiserner Hand. Nur das es das fruchtloseste Land war, das man sich vorstellen kann. Im Sommer ist dort die wahre Hölle, wie in einem glühenden Tiegel. Lehmerde, in der nichts mit Freude gedeiht und nur alles haust, was giftig und bissig ist. Wenn er ein König war, dann nur ein König der Schlangen, Skorpione und Spinnen.“

„Darf ich fragen, wie du ihn kennen gelernt hast?“

„Ich war dort oft zu Gast. Ich mochte sein Land.“

„Und den Herren selbst?“

„Nein, den habe ich wohl nie gemocht.“